Die letzten Tage meiner Mutter

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Intercura : eine Publikation des Geriatrischen Dienstes, des Stadtärztlichen Dienstes und der Psychiatrisch-Psychologischen Poliklinik der Stadt Zürich**

Band (Jahr): **- (1989-1990)**

Heft 27

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-790199

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

motiviert sind, ihre Angehörigen zu betreuen, überfordert und deshalb zu einer Krankenheim-Einweisung gezwungen. In solchen speziellen Fällen mag eine Entlastung nach Hause sich nicht nur für die terminalen Tage, sondern vielleicht für die terminalen Monate anbieten. In der Regel, wird das jedoch aus verschiedenen Gründen meist nicht möglich sein und wir bemühen uns, in solchen Situationen den Angehörigen eine möglichst umfassende zeitliche Präsenz bei ihrem sterbenden Angehörigen im Heim zu ermöglichen. Wir bemühen uns, Angehörigen, die ihren terminal Kranken auch in der Nacht nicht allein lassen wollen, ein «rooming-in» zu ermöglichen durch Bereitstellen einer improvisierten Schlafmöglichkeit in der Nacht.

Die letzten Tage meiner Mutter

(Die Autorin möchte anonym bleiben)

Im Juni 1988 musste sie ins Krankenheim übersiedeln, weil ihr Gesundheitszustand sehr viel Pflege beanspruchte (vor allem in der Nacht).

Vorab muss ich Ihnen aber einen kurzen Einblick in unsere gemeinsame Vergangenheit geben. Schon seit 20 Jahren lebte meine Mutter allein im gleichen Haus wie unser Geschäft. Das war sehr bequem für uns, denn auf dem gleichen Boden war unser Büro, und wir waren oft am Abend noch dort, also ganz in ihrer Nähe. Jeden Morgen kam sie zu uns und verliess uns erst wieder zum Schlafen. Sie lebte praktisch nur für unsere Familie. Alles was wir unternahmen (Besuche, Ferien etc.) durfte sie miterleben. Dafür hatte ich an ihr eine grosse Hilfe. Unsere Kinder wuchsen sozusagen unter ihrer Obhut auf. Ausserdem besorgte sie lange Zeit unsere Küche. So konnte ich vermehrt meinem Mann im Geschäft helfen. Es war für uns deshalb eine Selbstverständlichkeit, dass unser Mueti bis ins hohe Alter bei uns blieb. Als es dann nicht mehr anders ging, meinten wir, wieder eine ideale Lösung gefunden zu haben. Mueti sollte (im Einverständnis mit dem Stadtärztlichen Dienst) des Nachts und am Morgen, anstatt allein zu Hause, im Krankenheim leben. Aber am Nachmittag wollte ich sie, wie früher, zu uns nach Hause holen. So konnte sie alles in der gewohnten Umgebung miterleben. Und am Abend kehrte ich immer erst dann heim, wenn Mueti schon im Bett lag. So war es in den letzten Jahren auch üblich gewesen. Auf diese Weise war die Umstellung für Mueti erträglich und es gefiel ihr ganz gut im Krankenheim, besonders auch wegen der liebevollen Pflege des Krankenpersonals. Nur wenn wir in die Ferien gingen, war das Heimweg gross.

OM

Laboratorien OM Genf

mehr als 50 Jahre
im Dienste der Medizin

So war es auch in der ersten April-Woche dieses Jahres, und als ich am 8. April heimkehrte, war Mueti schwer erkrankt. Als der Arzt mich dann ein paar Tage später mit dem Gedanken ans Sterben vertraut machte, konnte ich das noch nicht ganz annehmen, handelte es sich doch um meine Mutter. So bat ich den Arzt, es noch einmal mit Antibiotika zu versuchen, und dieser respektierte meinen Wunsch. Zugleich riet mir meine Familie, Mueti doch einige Zeit zu uns in die Ferien zu nehmen, in der Hoffnung, sie erhole sich wieder, was ja dann leider nicht mehr zutraf. Der Arzt unterstützte diesen Entschluss und half uns, wo es nur möglich war. So erhielt ich vom Krankenheim sämtliche Bettunterlagen, Windeln, Nachthemden, ja sogar das pürierte Essen und die Medikamente zur Verfügung. Dank dieser notwendigen Hilfsmittel konnte ich mein Mueti (mit Hilfe meiner Angehörigen) ruhig pflegen. Ich konnte dadurch sehr viel mehr Zeit mit ihr verbringen, und es ist sicher, dass sich Mueti bei uns zu Hause geborgen und wohl fühlte, trotz ihrer Schmerzen. Etwas ganz Wichtiges war für mich auch die Gewissheit, dass ich meine Patientin jederzeit wieder ins Krankenheim zurückbringen durfte. Meine Kräfte hätten ja versagen können. Oder es hätte Wochen und nicht nur 11 Tage dauern können und dann wäre mein Schlafmanko eines Tages zu gross geworden.

Die telefonischen Ratschläge des Heimarztes und auch die Hilfe der Oberpfleger trugen mich immer wieder über die Zweifel des «Rechtmachens» hinweg. Es war ungeheuer wichtig für mich dass ich alles, auch das Kleinste, fragen durfte. Von Tag zu Tag wurde Mueti schwächer, ass vorerst nichts mehr, konnte dann die Pillen nicht mehr schlucken und zuletzt sogar nicht mehr trinken. So wurde auch die Pflege für mich, anstatt schwerer, immer leichter, und ich konnte Mueti vermehrt seelische Linderung spenden. Für die letzten zwei Tage erhielt ich dann vom Hausarzt noch Morphium-Ampullen, die ich selber spritzen durfte.

Ebenfalls eine Hilfe zu Hause war mir in den letzten Tagen die Gemeindeschwester. Sie half mir, ein Klistier zu geben und zeigte mir, wie man die Spritzen handhabte.

Nicht zu vergessen sind ausserdem die mitfühlenden Anfragen und Besuche des Pflegepersonals. Das alles stellte mich immer wieder auf.

Es wäre zu hoffen, dass sich noch viele Angehörige zu dem Entschluss durchringen könnten, ihre Verwandten zu Hause sterben zu lassen, und dass sie dann auch die volle Hilfe des Krankenheims zugesichert erhielten.